

**Béatrice Ziegler, Gisela Hauss,
Martin Lengwiler (Hg.)**

Zwischen Erinnerung und Aufarbeitung

**Fürsorgerische Zwangsmassnahmen
an Minderjährigen in der Schweiz
im 20. Jahrhundert**

zurück

Béatrice Ziegler, Gisela Hauss, Martin Lengwiler (Hg.)

zurück

Zwischen Erinnerung und Aufarbeitung

**Fürsorgerische Zwangsmassnahmen
an Minderjährigen in der Schweiz
im 20. Jahrhundert**

CHRONOS

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Pädagogische Hochschule

zde
Zentrum für
Demokratie
Aarau



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Das Titelblatt basiert auf einer Vorlage von
Theo Gamper Grafik, Solothurn.

© 2018 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1490-8
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1490

Vulnerabilität und Anerkennung

Erzählte Biografie nach Heimplatzierungen zwischen 1950 und 1990

Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller

Die gesellschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der Fremdplatzierungen begann in der Schweiz im europäischen Vergleich spät. Als Ausgangspunkt kann die Entschuldigung von Bundesrätin Simonetta Sommaruga bei den ehemaligen Verdingkindern und den Opfern von Zwangsmassnahmen im Jahr 2013 angesehen werden. Allerdings gilt es, neben den «Verdingkindern» und den «administrativ Zwangsverwahrten» die «normale» Heimerziehung und «normale» Platzierungen im Pflegekinderwesen nicht aus den Augen zu verlieren. In der Schweiz wurden im vergangenen Jahrhundert Zehntausende Kinder und Jugendliche in Pflegefamilien und Heimen platziert. Die Forschungslage zeigt, dass das Kindeswohl und die individuelle Entwicklung der Heranwachsenden dabei oft nachrangig waren.¹ Zwischen 1950 und 1990 endeten viele Verläufe von Kinderschutzmassnahmen (teils auch fürsorgerische Zwangsmassnahmen) sogar in Institutionen des Justizvollzugs, teilweise sogar im Strafvollzug für Erwachsene, was eine gängige behördliche Praxis war. Es bestätigt sich übergreifend, dass die Bedürfnisse der Kinder und deren Gründe für ihr Verhalten im Rahmen der Platzierungsentscheide keinerlei Rolle spielten. Mehr Gewicht wurde auf das Aufrechterhalten einer sozialen Ordnung und Konformität und etablierter Machtverhältnisse gelegt. Dies geschah ausschliesslich in der Logik derjenigen, die im System Macht, Autorität und das Recht auf staatliches Handeln besaßen.

Im Rahmen des Sinergia-Projekts «Placing Children in Care 1940–1990»² wurden im Teilprojekt «Lebensverläufe nach Heimerziehung im Kanton Zürich 1950–1990» biografische Interviews mit 37 ehemaligen Heimkindern aus dem Kanton Zürich geführt. Einige erzählten zum ersten Mal von ihren Erfahrungen im Heim, hatten es gegenüber Partnerinnen und Partnern, Kindern und Freundinnen und Freunden nicht erzählen wollen, zumeist aus Sorge vor schmerzhaft-

¹ Martin Lengwiler, Gisela Hauss, Thomas Gabriel, Anne-Françoise Praz, Urs Germann, *Bestandsaufnahme der bestehenden Forschungsprojekte in Sachen Verding- und Heimkinder. Bericht zuhanden des Bundesamts für Justiz EJPD*, Bern 2013.

² www.placing-children-in-care.ch, Zugriff 23. April 2018. Gisela Hauss, Thomas Gabriel, Martin Lengwiler (Hg.), *Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990*, Zürich 2018.

ten Rückfragen und Erinnerungen. Andere hatten erlebt, dass ihre Erfahrungen nach dem «Geständnis», ein «Heimkind» zu sein, abgewertet wurden («So schlimm kann es ja gar nicht gewesen sein»), ihnen kein Glaube geschenkt oder ihnen sogar eine Mitschuld unterstellt wurde.

Dieser Beitrag versteht die Wege aus der Fremdplatzierung für die betroffenen Menschen als einen lebenslangen Prozess. Dies war keine Vorannahme im Forschungsdesign, sondern ist ein zentrales Ergebnis der Studie. Die Forschung wurde vom Feldzugang bis zu der Interviewführung und -analyse so offen konzipiert, dass auch eine marginale oder keine Bedeutung der Heimerziehung im weiteren biografischen Verlauf als Ergebnis möglich gewesen wäre.³ Umso mehr überrascht die Bedeutung von Erfahrungen, die oft zum Teil jahrzehntealt sind und die aktuelle Alltagspraxis und Lebensführung noch immer sehr zentral berühren.

Die wenigen existierenden Langzeitstudien im Feld der Heimerziehung zeigen, dass positive individuelle biografische Entwicklungen junger Menschen nach Ende der Heimerziehung oft überraschend sind und von Professionellen zumeist anders prognostiziert wurden.⁴ Diese Befunde sind weniger Ausdruck individueller Resilienz⁵ als noch nicht hinreichend verstandener Zusammenhänge zwischen Institution, Biografie und Gesellschaft. Die Ergebnisse der hier vorgestellten Studie zeigen, dass Lebenswege nach Heimerziehung nicht monokausal und subsumptionslogisch durch einzelne isolierte Risikofaktoren des Aufwachsens (Elternhaus, Stigmatisierung) erklärt werden können.⁶ Auch deshalb forderten Millham et al.⁷ bereits vor dreissig Jahren eine Ergänzung um Indikatoren, die herkömmliche Wirkungsforschung übersieht, wie zum Beispiel der Einfluss glücklicher Lebensumstände, Resilienz, persönlich erfahrene Förderung oder unerwartete Änderungen in der Familienkonstellation. Aus wissenschaftlicher Sicht erscheint es also nicht ausreichend, einzelne Einflussfaktoren isoliert zu betrachten, da grundsätzlich von einer interaktiven Dimension der Einflüsse auszugehen ist. Im Zentrum der Forschungsarbeit stand deshalb die

3 Bewusst wurde jede Subsumtionslogik, normative oder zeitlich konnotierte Zuschreibung oder Theoretisierung der Heimerziehung ausgeschlossen.

4 Klaus Hartmann, *Lebenswege nach Heimerziehung. Biographien sozialer Retardierung*, Freiburg im Breisgau 1996; Roger Bullock, Michael Little, Spencer Millham, *Residential Care for Children. A Review of the Research*, London 1993.

5 Thomas Gabriel, «Resilienz», in: Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch (Hg.), *Handbuch Soziale Arbeit*, München 2018, 1318–1324.

6 Thomas Gabriel, Samuel Keller, «Krisen und Transitionen im Lebenslauf», in: Anna-Maria Riedi et al. (Hg.), *Handbuch Sozialwesen Schweiz*, Bern 2013, 47–59.

7 Spencer Millham, Roger Bullock, Michael Little, «Residential education in Britain: continuity and conflict», in: Yitzhak Kashti, Mordecai Arieli (Hg.), *Residential Settings and the Community. Congruence and Conflict*, London 1987, 190–205.

hermeneutische Rekonstruktion⁸ von Lebenswegen nach Heimerziehung, um sie durch die fokussierte Analyse der «Entwicklungspfade» (*development paths*) und «Knotenpunkte» (*junctions*)⁹ in ihrer Komplexität zu verstehen. Ein Ereignis im Lebenslauf kann dann als bedeutsamer Übergang angesehen werden, wenn sich die Zeit in ein Davor und ein Danach¹⁰ einteilen lässt. Die Relevanz einer Transition kann vorausgesehen, situativ oder erst in der Retrospektive als solche erkannt werden. Deshalb können Wirkungen von Heimerziehung weder bereits am Ende des Aufenthalts in einer Institution noch ohne Miteinbezug der Sichtweisen betroffener Kinder und Jugendlichen nachvollzogen werden. Im Zentrum steht dabei die reflexive Verarbeitung durch die Subjekte über die ganze Lebensspanne.

Durch Aufrufe in der Presse, online und auf Handzetteln wurden ehemalige Heimkinder, die zwischen 1950 und 1990 im Kanton Zürich in einem Kinder- und Jugendheim gelebt haben, auf das Forschungsprojekt aufmerksam gemacht. Die Interviews wurden an unterschiedlichen Orten durchgeführt, die die Interviewpartnerinnen beziehungsweise -partner selbst auswählten, so zum Beispiel in Cafés, in Räumen der Hochschule oder häufig auch in den privaten Wohnräumen der interviewten Personen. Die Interviews dauerten zwei bis fünf Stunden. In einem Vertrag zwischen der interviewenden und der interviewten Person wurde vereinbart, dass die Informationen streng vertraulich behandelt, nur in anonymisierter Form verwendet und transkribiert werden dürfen. Die Interviewpartnerinnen und -partner hatten ausserdem die Möglichkeit, ihre Angaben zurückzunehmen oder auch Teile ihrer Aussagen zu streichen. Für Interviews stellten sich 37 Personen zur Verfügung, die Verteilung von Männern und Frauen über die verschiedenen Dekaden hinweg (1950–1990) war dabei ausgeglichen. Der jüngste Austritt einer interviewten Person aus dem Heim war 1951, der späteste Eintritt 1989. Die Gründe für den Eintritt sowie das Alter bei Eintritt ins Heim variierten. Häufiger Austrittsgrund war der Beginn der Ausbildung im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren. Die Personen, deren Aussagen im vorliegenden Text zitiert werden, lebten zwischen Mitte der 1930er- bis Mitte der 1990er-Jahre in einem Kinder- und Jugendheim im Kanton Zürich. Die Namen der Interviewpartnerinnen und -partner wurden aus forschungsethischen, personen- und datenschutzrechtlichen Gründen anonymisiert.

8 Fritz Schütze, «Biographieforschung und narratives Interview», *Neue Praxis* 13/3 (1983), 283–293.

9 Thomas Gabriel, Samuel Keller, «Junctions, Pathways and Turning Points in Biographical Genesis of Right-Wing Extremism», *Social Work & Society* 12/1 (2014), www.socwork.net/sws/article/view/386, Zugriff 23. April 2018.

10 Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung*, Frankfurt am Main 1995.

Qualität ausgewählter Lebensfelder und deren Verbindung zu den Heimerfahrungen

Im Folgenden wird die biografische Wirkung der Heimerfahrung anhand ausgewählter Lebensfelder thematisiert: 1. soziale Netzwerke und soziale Beziehungen, 2. Erfahrungen eigener Elternschaft, 3. schulische und berufliche Integration und 4. Umgang mit staatlichen Interventionen. Die Zusammenhänge zwischen Heimerziehung und -erfahrung und den biografischen Themen werden fokussiert auf diese Lebensfelder unter Rückgriff auf empirisches Material veranschaulicht. Obschon die selektive Betrachtung von ausgewählten Lebensfeldern mit Heimerfahrung eine fachliche Bewertung verlangt, sollte auch Beachtung finden, dass sich gerade in sensiblen Lebensphasen Themen kumulieren, die nicht nur auf den Einfluss der Heimerziehung, sondern auf die gesamte bisherige Biografie bezogen wurden.

Soziale Netzwerke und soziale Beziehungen

Das persönliche soziale Netzwerk, im Sinne einer Ressource der Lebensbewältigung,¹¹ beeinflusst den Umgang mit kritischen Lebensereignissen zentral.¹² Wichtig ist dabei die Qualität der Unterstützung und ob und wie in welcher Situation ein Individuum Unterstützung in Anspruch nehmen kann.¹³ Bezogen auf ehemals fremdplatzierte Kinder zeigt Freisler-Mühlemann, dass diese nach Heimaustritt im Lebensverlauf durch eigenes Verhalten soziale Netzwerke «unbrauchbar» machen.¹⁴ Oder es zeigt sich, dass soziale Kontakte zwar bestehen, aber die Herausforderung beschrieben wird, wann und wie sie genutzt werden können.¹⁵

Soziale Beziehungen in Kinder- und Jugendheimen wurden zwischen 1950 und 1990 überwacht und sanktioniert. Auf sozialen Kontakt, «tiefer gehende emotionale Beziehungen» zwischen Kindern und Jugendlichen sowie Gruppenbildung reagierte das Betreuungspersonal misstrauisch.¹⁶ Der Kontakt zwischen Kindern und Jugendlichen wurde deshalb streng kontrolliert und möglichst mi-

11 Gabriel (wie Anm. 5).

12 Frank Nestmann, *Die alltäglichen Helfer*, Berlin 1988.

13 Dieter Ulich, *Krise und Entwicklung. Zur Psychologie der seelischen Entwicklung*, München 1987.

14 Daniela Freisler-Mühlemann, *Verdingkinder – ein Leben auf der Suche nach Normalität*, Bern 2011.

15 Eran P. Melkman, «Childhood adversity, social support networks and well-being among youth aging out of care: An exploratory study of mediation», *Child Abuse & Neglect* 72 (2017), 85–97.

16 Wolfgang Hafner, *Pädagogik, Heime, Macht – eine historische Analyse*, Zürich 2014, 77.

nimiert.¹⁷ Regeln, Disziplin und Ordnung strukturierten den Lebensalltag im Heim massgeblich. Gefühle von Empathie und Sicherheit, die Voraussetzungen für einen Vertrauensaufbau zwischen Heimkindern und Erziehenden, waren kaum vorhanden.¹⁸ Die Verwaltung der Gruppe von Kindern und Jugendlichen galt als oberste Prämisse; individuelle Bedürfnisse traten dahinter zurück.

Als «sichere Orte»¹⁹ wurden Kinder- und Jugendheime unter diesen Voraussetzungen aus der Perspektive von ehemaligen Heimkindern selten erlebt. Bezugspersonen, zentrale Weichensteller für die kindliche Sozialisation, treten in den Erinnerungen an den Heimalltag auch als diejenigen auf, die ihre Macht ausnutzten, Kinder missbrauchten, misshandelten oder vernachlässigten.²⁰ Stanulla stellt deshalb die Frage, ob und wie erschüttertes oder gänzlich verloren gegangenes Vertrauen gegenüber anderen Personen und auch gegenüber sich selbst nach dem Heimaustritt wieder aufgebaut werden kann.²¹ Dass dies zu einer zentralen Herausforderung und Lebensaufgabe werden kann, zeigt sich in Berichten ehemaliger Heimkinder, die Gefühle emotionaler Distanz gegenüber anderen beschreiben.²²

Einsamkeit und Isolation in der Gruppe

Gefühle von Einsamkeit, Isolation und das Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Sein sind in den Narrationen präsent. Das Gefühl, fehl am Platz oder überflüssig zu sein, wird in den folgenden Zitaten deutlich: «Ja sicher. Herrgott, uns hätte man auch versenken können.» (Jonas J.) «Du warst einfach überflüssig, wie ein Stück Fleisch, nur haben wir noch gelebt.» (Jonas J.) In diesen entmenschlichten Beschreibungen zeigt sich deutlich auch die Eigenwahrnehmung ehemaliger Heimkinder, deren Leben als Heimkind als eines unter vielen nicht viel wert zu sein scheint.

Die erfahrene Einsamkeit innerhalb einer zahlenmässig grossen Kindergruppe im Heim erklärt sich mit einem genauen Blick auf die soziale Matrix der Peergroup:²³ Nach aussen erscheinen Heimkinder zwar als homogene Gruppe,

17 Ebd.

18 Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller, «Heimalltag aus der Sicht von ehemaligen Heimkindern und Mitarbeitenden», in: Clara Bombach et al., *Zusammen alleine. Alltag in Winterthurer Kinder- und Jugendheimen 1950–1990*, Zürich 2017, 57–221.

19 Bruno Bettelheim, *A Home for the Heart*, London 1974.

20 Susanne Backes, «Funktionieren musst du wie eine Maschine». *Leben und Überleben in deutschen und österreichischen Kinderheimen der 1950er und 1960er Jahre*, Weinheim 2012.

21 Ina Stanulla, «Die Bedeutung von Vertrauen in der Heimerziehung – eine Skizze», in: Thomas Gabriel, Michael Winkler (Hg.), *Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven*, München 2003, 95–106.

22 Carola Kuhlmann, «So erzieht man keine Menschen!». *Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre*, Wiesbaden 2008.

23 Thomas Gabriel, «Soziale Anerkennung in gewaltaffinen Peergroups Jugendlicher», in: Bettina Grubenmann, Jürgen Oelkers (Hg.), *Das Soziale in der Pädagogik*, Kempten 2009,

auch weil sie in den 1960er-Jahren optisch gleich gemacht sind, zum Beispiel dieselben Kleider oder Frisuren tragen. Auf dem gemeinsamen Schulweg zur externen Schule werden Heimkinder als eine eingeschworene Gruppe beschrieben, in der man füreinander eintritt und sich im Konfliktfall gegenüber den «anderen, normalen» Kindern solidarisch verbündet. Gleichzeitig folgt die Sozialstruktur der Heimkinder nach innen anderen, eigenen Regeln:²⁴ Die Notwendigkeit, sich als Einzelkämpfer in der Gruppe zu behaupten, wird häufig beschrieben: «Derjenige, der das nicht geschafft hat als Einzelkämpfer, sage ich jetzt mal, der geht unter.» (Jonas J.) Die Gruppe schützt in diesem Rahmen nicht, sie kann auch Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrungen verschärfen. Zahlreiche ehemalige Heimkinder berichteten davon, dass sie sich – wenn auch häufig nur für einen kurzen Zeitraum – dem Heimalltag zu entziehen versuchten, indem sie zum Beispiel einsame Streifzüge durch den Wald unternahmen und unkontrolliert dort das Umherirren und die Orientierungslosigkeit schätzten. Gleichzeitig wurden soziale Kontakte so zunehmend als risikohaft wahrgenommen und immer öfter gemieden.²⁵

Bedeutsame Erwachsene: Machtvoll und selten

Gegenüber den Erziehenden im Heimalltag erleben die Kinder sehr unterschiedliche Beziehungen, was einen Einblick gibt in den hochindividuellen Umgang mit Kindern und Jugendlichen im Heim. Zuneigung oder positive Bestärkung sind in den Erinnerungen selten gemachte Erfahrungen: «Aber auch sonst, Liebe oder so, oder Vertrauen zu irgend so einem Lehrer oder Erzieher oder so, das kannst du vergessen.» (Jonas J.) Ab den späten 1960er-Jahren zeigt sich die Tendenz, dass immer wieder sich in Ausbildung befindende Praktikantinnen und Praktikanten in den Kinder- und Jugendheimen arbeiteten.²⁶ Diese werden von ehemaligen Heimkindern als Personen beschrieben, die sich für das einzelne Kind interessieren. Allgemein lässt sich feststellen, dass in den Erzählungen ehemaliger Heimkinder besondere Bezugspersonen (*significant others*) auftauchen, die offensichtlich über Handlungsspielraum verfügten, den sie hochindividuell einsetzten und damit den Lebensweg von Kindern massgeblich beeinflussen konnten. Es zeigt sich, dass Personen, die innerhalb oder auch ausserhalb des Heims standen und kindzentriert agierten, für Kinder und Jugendliche zu

285–295; Howard W. Polsky, *Cottage Six. The Social System of Delinquent Boys in Residential Treatment*, New York 1962.

24 Ruth Emond, «Putting the Care into Residential Care», *Journal of Social Work* 3/3 (2003), 321–337.

25 Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 18).

26 Clara Bombach et al., «Die «neuen Praktikanten». Perspektiven auf sich verändernde Beziehungsformen im Heim der 1960er und 1970er Jahre», in: Hauss/Gabriel/Lengwiler (wie Anm. 2).

wichtigen Machtquellen werden konnten. Auffällig dabei ist ausserdem, dass nichtpädagogisches Personal, so zum Beispiel die Köchin, Waschfrau oder der Gärtner, als Bezugspersonen auftraten, die sich in quasi mütterlicher oder väterlicher Sorge um die Kinder kümmerten. Als von den Kindern selbst gewählte, nicht strafende und gleichzeitig über bestimmte Ressourcen (zum Beispiel Nahrung) verfügende dauerhafte Bezugspersonen wurden sie zu wichtigen Stützen im Aufwachsen.²⁷

Nach dem Austritt: Das Leben endlich selber steuern wollen

Mit dem Heimaustritt wurde aus der Sicht der interviewten ehemaligen Heimkinder häufig das Ziel verfolgt, sich aus den Netzwerken zu befreien, die während des Heimaufenthalts nicht frei gewählt und vor allem an Kontrolle und Sanktion geknüpft waren: «Mir hat niemand mehr etwas zu sagen gehabt, ich konnte selbst mein Leben steuern und bin eigentlich gut gefahren, ich bin niemandem etwas schuldig.» (Jonas J.) Das eigene Leben begann so für viele ehemalige Heimkinder erst nach dem Austritt aus dem Heim. Die Beziehung zu sich selbst wird dann häufig als die einzige verlässliche beschrieben. Sich gegenüber anderen Personen zu öffnen, Vertrauen zu haben, Kontrolle abzugeben, wird für einige Interviewpartnerinnen und -partner zu einer Aufgabe, die wegen des Heimaufenthalts erschwert ist: «Und das ist die Problematik, wenn du dann als Erwachsener einfach weisst aufgrund vom Erlebten, dass du dich auf niemanden und nichts verlassen kannst und dass, wenn es du nicht selber schaffst, dann schafft es niemand» (Alex A.). Die Bindung an neue Orte, Dinge und Personen wird häufig als Herausforderung beschrieben; das Einzelkämpferdasein dabei besonders betont. Auf Erfahrungen von Gemeinschaft und Beziehungsgestaltung hingegen konnte kaum zurückgegriffen werden. Stetes Angreifen und Verteidigen können so zum biografischen Thema bezüglich Aufbau und Pflege sozialer Beziehung werden.

Soziale und emotionale Skepsis gegenüber anderen und sich selbst

Grundsätzlich liess sich feststellen, dass den interviewten Personen eine grosse soziale und emotionale Skepsis eigen ist. Das Misstrauen äusserte sich nicht nur gegenüber anderen Personen, sondern auch gegenüber sich selbst. Dies liegt unter anderem auch an der Stigmatisierungserfahrung von ehemaligen Heimkindern, die über das gesamte Leben hinweg anhalten und kontinuierlich die Erfahrung des «Ich gehöre nicht dazu und bin anders» wiederholen kann.²⁸

27 Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 18); Bombach et al. (wie Anm. 26).

28 Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt am Main 1975; Backes (wie Anm. 20).

Sich auf Beziehungen zu Freundinnen und Freunden, Partnerinnen und Partnern und Kindern einlassen zu können, wird häufig als grosse Schwierigkeit beschrieben, die fast alle Heimkinder betrifft: «Ganz schwierig, weil wirklich vertrauen tust du nie jemandem. Du kennst das Urvertrauen nicht, das einem Kind gegeben wird.» (Alex A.) Oft führt dies dazu, dass ehemalige Heimkinder sich nicht mehr trauen, sich auf Beziehungen einzulassen, oder Nähe zu anderen nicht zulassen können oder wollen. Die Interviews beschreiben das distanzierte, erwartungsfreie «sozial Kühle» gegenüber anderen auch im Sinne einer Bewältigungsstrategie, die ihnen ermöglicht, etwaigen Enttäuschungen und unkontrollierbaren Situationen aktiv und damit selbstmächtig entgegenzuwirken: «Es wird viel über mich gesagt, dass ich eine gewisse Härte in meinen Gefühlen hab, aber, ja, kann schon sein, aber es ist halt durch das Leben gekommen irgendwie, [...] die ersten zehn oder fünfzehn Jahre. Ich bin nicht gefühlkrank, das überhaupt nicht, aber irgendwo mache ich ein bisschen Stopp und mach nicht weiter.» (Franz F.) Im folgenden Zitat wird noch deutlicher, dass die Angst, verletzt zu werden, so sehr blockieren kann, dass soziale Beziehungen nicht existieren und die Bewältigung immer mit sich selbst geschieht: «Ich kann mich nicht öffnen, weil ich Angst habe, verletzt zu werden. Also ich habe in meinem Leben nie eine Freundin gehabt, der ich jetzt einfach so vertraut hätte. Das gibt's in meinem Leben nicht, also das mach ich alles mit mir selber.» (Nora N.) Die Interviewpartnerin berichtete weiter: «Ich habe keine tragfähige, ausserfamiliäre Beziehung und das finde ich schade.» (Nora N.) Als fast Fünfzigjährige stellte sie nach einem Unfall fest, dass sie niemanden kannte, der für sie hätte Lebensmittel einkaufen können.

Besonders zeigt sich die Herausforderung der Gestaltung von sozialen Kontakten im Kontrast: Stabile Beziehungen wurden als Beweis herangezogen, um zu verdeutlichen, dass man es «geschafft» und eine gesellschaftlich anerkannte Form des Zusammenlebens erreicht habe. Es fällt auf, dass gerade lang andauernde Beziehungen mit Partnerinnen und Partnern oder Freundinnen und Freunden möglich sind, wenn diese ähnliche Erfahrungen in ihrer Kindheit gemacht haben.

Der Umgang mit der Heimerfahrung variiert zwischen einem offensiven Umgang bis hin zum Verbergen der tatsächlichen sozialen Identität, die zum Beispiel auch in eine Strategie des Täuschens münden kann: Einzelne Interviewpartnerinnen und -partner berichteten, dass sie über Dinge verfügen (oder verfügen wollen), die ihnen als Heimkind aus ihrer Sicht nicht zustanden, wie zum Beispiel das Fahren einer Limousine, das Leben in einem noblen Viertel in Zürich oder Wohneigentum.

Erfahrungen eigener Elternschaft

Baader belegt die Wirkmächtigkeit der Kindheitserfahrungen der ehemaligen Heimkinder bei ihrer Elternschaft und die sekundäre Traumatisierung der nachfolgenden Generation.²⁹ Laut Kuhlmann wird die Erziehung der eigenen Kinder gerade deshalb zur Herausforderung, weil sie mit der Besorgnis der Wiederholung von eigenen Erfahrungen in der Kindheit zusammenhängt.³⁰ In einem anderen Kontext beschreibt Rosenthal ähnliche intergenerative Effekte.³¹ Sie zeigt in ihren intergenerativen Studien zur Verarbeitung der NS-Vergangenheit die Übernahme einer Opferidentität und eine Pseudoidentifikation der nachfolgenden Generation. Der Umgang mit dieser Herausforderung mündet so zum Beispiel in eine kühle Distanzierung, Überforderung mit den Bedürfnissen der Kinder und auch dem grundsätzlichen Versuch, die eigenen Erfahrungen gegenüber den Kindern zu verschweigen. Auch Ionowlock weist auf die Verstärkung des Leidens der nachfolgenden Generation hin, wenn traumatisierende Erfahrungen der Eltern nicht thematisiert werden.³²

Missachtung, Integrität und Anerkennung

Die Erfahrungen zahlreicher ehemaliger Heimkinder zeigten übergreifend, dass ihnen während ihrer Kindheit zentrale Dimensionen der Anerkennung verwehrt blieben. Neben körperlicher Gewalterfahrung benennt Honneth Missachtungserfahrungen als einschneidend:³³ Dieser Erfahrungstypus bezieht sich beispielsweise auf familiäre Interaktionen, die Bedürfnisse und Ansprüche auf Zuwendung, Achtung und Wertschätzung, also auf Anerkennungsbedürfnisse und -ansprüche. Missachtungserfahrungen können zu einer Beeinträchtigung des Selbst- und Weltvertrauens führen, die nicht die physische, sondern die psychische und soziale Integrität betrifft. Zur Untersuchung der Anerkennungsverhältnisse zwischen Generationen erscheint der sozialphilosophische Begriff der *reconnaissance*³⁴ fruchtbar. Er umfasst eine aktive und eine passive Dimension:

29 Meike Sophia Baader, «Pädagogisch-ethische Verantwortung und die Frage nach dem guten Leben», in: Integras (Hg.), *Zeitzeichen. Aus dem Gestern – heute – für das Morgen lernen. Referate der Integras-Fortbildungstagung 2014*, Zürich 2014, 64–74.

30 Kuhlmann (wie Anm. 22).

31 Rosenthal (wie Anm. 10); Gabriele Rosenthal, *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*, Giessen 1999.

32 Lena Ionowlock, «Grandmothers, mothers and daughters: women in formerly displaced families in three Jewish communities», in: Daniel Bertaux, Paul Thompson (Hg.), *Between Generations. Family Models, Myths and Memories. International Yearbook of Oral History and Life Stories*, Oxford 1993, 176–187.

33 Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main 2012.

34 Paul Ricoeur, *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*, Frankfurt am Main 2006, 39–42.

aktiv, *reconnaître*: etwas, Gegenstände, Personen, sich, einen anderen, einander (wieder)erkennen; passiv, (*demander à*) *être reconnu*: (an)erkannt werden, verlangen, (an)erkannt zu werden».³⁵

Erkennen als Akt löst sich damit von der kognitionslastigen aktiven Bedeutung «blosser Erkenntnis» (im Sinne der Beherrschung der Bedeutungen)³⁶ durch Ricœurs Ergänzung um die passive Erwartung, die nur durch die der wechselseitigen Anerkennung befriedigt werden kann. Diese dialogische und interaktive Komponente der *reconnaissance* als Grundlage sozialisatorisch erworbener Fähigkeiten des Selbst- und Fremderkennens bietet den Bezug zu hier diskutierten Erkenntnissen zur Intergenerativität im Kontext eigener biografischer Erfahrungen. Die Erfahrung, von den Eltern nicht «erkannt» oder «anerkannt» zu sein, spielt in den Biografien ehemaliger Heimkinder oft eine zentrale Rolle. Insbesondere bei Menschen, die schon in früher Kindheit in einer Heimeinrichtung untergebracht wurden, hat die Frage der Legitimität oder Illegitimität der eigenen Geburt lebenslange Bedeutung. So werden im folgenden Zitat die intergenerativen Zusammenhänge der Anerkennung und Missachtung deutlich: «Ich habe mich auf meine Mutter verlassen, die ist aber nach Spanien abgehauen, Auf meinen Vater kann ich mich nicht verlassen, er hat gesagt, ein Freund von ihm ist beim Gruppensex auch noch dabei gewesen und da haben wir dich als Unfall gezeugt, also das ist mein Vater gewesen, mit 18 hat er mir das auch noch beigebracht, da habe ich gewusst, ich habe keinen Vater.» (Paul P.)

Verletzung von Integrität

National und international weisen Studien eine höhere Mortalitätsrate von Menschen mit Heimerfahrung aus. Die bereits ältere Studie von Tanner zeigte eine schweizweite Mortalitätsrate einige Jahre nach Ende der Heimerziehung von 10 Prozent (Welschschweiz 9,3 Prozent, Deutschschweiz 11,3 Prozent).³⁷ Suizid und lebensgefährdendes Risikoverhalten kann als radikale Antwort auf die zentrale Grundfrage nach Integrität verstanden werden, die Pollmann stellt: «Ist das eigene Leben lebenswert?»³⁸ Eine Negation oder eine uneindeutige Antwort kann auf existenzielle Brüche oder gar auf den Verlust von Integrität hinweisen. «Angst» und «Selbstfremdheit» sind dabei emotionale Indikatoren die auf Brüche der Integrität hinweisen. In der Definition von Pollmann besitzen Personen

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

³⁷ Hannes Tanner, «Pflegekinderwesen und Heimerziehung in der Schweiz», in: Herbert Ernst Colla et al., *Handbuch Heimerziehungs- und Pflegekinderwesen in Europa*, Neuwied 1999, 95–102.

³⁸ Arnd Pollmann, *Integrität. Aufnahme einer sozialphilosophischen Personalie*, Bielefeld 2005, 165.

Integrität, «wenn es ihnen möglich ist, von inneren und äusseren Zwängen relativ unbehelligt,

(a) ein Leben in Einklang mit dem eigenen standhaltenden Wollen,

(b) in den Grenzen des sittlich Tolerablen sowie

(c) auf Basis eines integrierten ethisch-existenziellen Selbstverständnisses zu führen, wobei sich insgesamt

(d) eine Stimmung der Ganzheit einstellen muss, als deren Minimalbedingung seelische und körperliche Unversehrtheit zu gelten hat.»³⁹

Viele Erfahrungen im Heim betreffen «invasive Übergriffe» von Gleichaltrigen und Erwachsenen auf die Integrität der Kinder- und Jugendlichen.⁴⁰ Insbesondere eine empfundene «Scham» und «Schuld» aufgrund der Heimplatzierung sind Indikatoren für die Verletzung von Integrität, am deutlichsten von jenen Menschen belegt, die den Kindern und Lebenspartnerinnen oder -partnern ihre Heimerfahrung bis heute verheimlichen. Zentral erscheint hier die soziale Dimension von Integrität im Kontext der Aufarbeitung und der öffentlichen Thematisierung der Geschichte der Heimerziehung. Fehlendes Verständnis («Viele sind in den 1950er Jahren in den eigenen Familien auch geschlagen worden») oder die Missachtung integritätsschädigender Erfahrungen im Heim können Leiden hervorrufen und die Desintegration der Betroffenen steigern.⁴¹ Konnten hingegen die ehemaligen Heimkinder damals den Grund ihrer Platzierung in den gegebenen Umständen und Bedingungen sehen und verstehen, kam die Schuldfrage weniger auf und ihre Integrität wurde – mit Auswirkungen auf heutige Selbstwahrnehmungen – deutlich weniger angetastet.⁴²

Tabuisierte Sexualität im Heim: Aus den Schilderungen zum Heimalltag geht hervor, dass es nur wenige Möglichkeiten zur Selbstverortung und -bemächtigung gab, da es mehr um die Führung grosser Gruppen, als um individuelle Bedürfnisse der Heimkinder ging.⁴³ Rigide Abläufe wurden körperlich und psychisch verinnerlicht. Es gab kaum Privatsphäre; Schlaf- und Badezimmer wurden nach Geschlecht getrennt geteilt. Themen wie Sexualität, der Umgang mit dem eigenen Körper oder der Kontakt mit dem anderen Geschlecht wurden tabuisiert. Paarbeziehungen zwischen den Jugendlichen gab es nur selten. Sie mussten heimlich geführt werden, weil sie von der Heimleitung (meistens) nicht tole-

39 Ebd.

40 Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 18).

41 Pollmann (wie Anm. 38).

42 Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller, *Zum Verschwinden und Entwerten der Persönlichkeit, der eigenen Bedürfnisse und individuellen Erfahrungen. Stellungnahme zum Thema. Forschungserkenntnisse zur Anzahl Solidaritätsbeitragsgesuche von Opfern fürsorglicher Zwangsmassnahmen*, Zürich 2018, www.news.admin.ch/newsd/message/attachments/51032.pdf, Zugriff 23. April 2018.

43 Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 18).

riert wurden. Gleiches galt für Beziehungen zwischen Jugendlichen und Mitarbeitenden im Heim. Die Wahrnehmung des eigenen und anderen Geschlechts, der Umgang mit Intimität und Körperlichkeit, die Gestaltung von Beziehungen, das Ausbalancieren von Nähe und Distanz, Selbst- und Fremdwahrnehmung – hierzu waren nicht nur keine Lernfelder vorgesehen, sie wurden gar unterdrückt: «Sie haben uns nicht beigebracht, wie wir mit dem anderen Geschlecht umgehen sollten. Die haben uns immer auseinander gehalten. Wir hatten keinen Kontakt miteinander.» (Marie M.) Unter diesen Voraussetzungen einen Umgang mit den eigenen Bedürfnissen, dem Körper und der eigenen Sexualität zu erlernen, war fast unmöglich. Die Selbstsorge blieb bei vielen ehemaligen Heimkindern eine herausfordernde Aufgabe bis weit nach dem Austritt aus dem Heim. Erste sexuelle Kontakte wurden häufig als sehr ambivalente Erfahrungen beschrieben: «Ich wusste nicht, wie das geht! Und dann war ich auch wehrlos. Also wenn einer was wollte, konnte ich nicht Nein sagen, wenn ich Nein sagen wollte.» (Marie M.)

Mutter/Vater werden als Konfrontation mit eigenen Kindheitserfahrungen

In allen biografischen Interviews wurde das Kinderhaben oder -kriegen thematisiert. Es wurde jeweils geschildert, dass vor dem ersten Kind eine ambivalente Auseinandersetzung mit dem Thema stattgefunden hatte. Immer mit Bezug auf die Erfahrungen in der eigenen Kindheit wurde dabei eine vorsichtig zurückhaltende oder stark ablehnende Position eingenommen. Das folgende Zitat steht exemplarisch für mehr Männer als Frauen, die sich teilweise schon früh – in diesem Fall mit dem Heimaustritt als Sechzehnjähriger – gegen eigene Kinder entschieden haben: «Für mich gibt es nie Kinder, weil, wenn mir jemand die Kinder wegnimmt dann laufe ich Amok. Und deshalb ist das für mich Tabu gewesen und ich habe nie geheiratet, ich habe nie Kinder, nichts. Das habe ich nicht mehr gewollt, weil ich Angst habe vor solchen Sachen, das hat mich wirklich geprägt.» (Jonas J.) Der feste Entscheid steht hier auch für eine schützende Bemächtigung, die den eigenen Wunsch ins Zentrum stellt und garantiert eine Wiederholung der prägenden Erfahrungen verunmöglicht.

Eine interviewte Frau sah sich durch die Konfrontation mit dem Kinderwunsch ihres Partners zur Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit gezwungen. Das löste in ihr Gefühle der Unfähigkeit und Unsicherheit aus; sie misstraute ihren Fähigkeiten zur Mutter, was auch einen Einblick in ihr Selbstbild offenbarte: «Ich habe immer gedacht, ich könnte keine Kinder haben mit meiner Vergangenheit, das sei nicht gut, ich könnte nicht gut für die Kinder da sein. Ich habe mich nicht fähig gefühlt.» (Marie M.) Bei der Geburt ihrer Tochter schwor sie ihr, dass sie sie nie im Stich lassen und immer für sie da sein würde. Doch dieses Versprechen konnte sie nicht einlösen. Sie beschrieb ihr Unvermögen, dem Erkennen der Bedürfnisse der Tochter Taten folgen zu lassen: «Und ich habe das

schon gemerkt im Moment, aber ich konnte das nicht ändern.» (Marie M.) Ihre noch vor der Schwangerschaft benannten Vorbehalte bestätigen sich im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung: «Ich habe das Gefühl, ich habe ganz viele Fehler gemacht und sie hätte ganz sicher etwas anderes gebraucht und hat es nicht bekommen [...]. Und jetzt im Nachhinein bin ich einfach traurig, dass ich ihr nicht gerecht geworden bin.» (Marie M.)

Die Begegnung mit den eigenen Kindern aktualisierte auch bei einer anderen Frau Erinnerungen an ihre Erlebnisse im Heim und konfrontierte sie so mit Teilen der Vergangenheit, die sie für sich eigentlich, wie sie selbst sagte, «schubladiert» hatte. Die lange verdrängte oder vergessene Vergangenheit wurde plötzlich und ungewollt wieder lebendig, was mehrere Lebenskrisen auslöste. Als sie ihre Kinder beim Spielen beobachtete, fiel ihr auf: «Spielen, fröhlich sein. Als meine Kinder grösser geworden sind, habe ich ganz viele Lebenskrisen gehabt, weil ich gesehen habe, was ich selbst verpasst habe: Ich konnte nicht Kind sein.» (Nora N.) Beim Trauern um die eigenen Erfahrungen in der Kindheit verfiel sie auch in eine Schockstarre, die sie nicht kontrollieren konnte. Ihr Körper verweigerte sich zum Beispiel beim Velofahren vollständig: «Also mein Mann hat mal gesagt, als die Kinder noch kleiner waren: <Ach komm Schatz, jetzt probier's doch mal wieder.> [...] Nein, das geht nicht, das geht gar nicht. Ich wollte das eigentlich, den Kindern zuliebe.» (Nora N.) Als Konsequenz schuf sie sich den Handlungsspielraum, das Velofahren nie wieder zu probieren, was sie aus einer machtlosen Position in eine machtvollere brachte. Während sie im Heimalltag gezwungen war, Velo zu fahren, hatte sie als erwachsene Frau die Wahl und konnte sich dagegen entscheiden.

Andere interviewte ehemalige Heimkinder deuteten die verletzenden Entbehnungen der Kindheit auch vorsichtig in eine positive Bilanz um: «Ja manchmal bin ich froh, dass ich nicht in einer Familie aufgewachsen bin. Wenn ich denke, was ich alles in Familien gesehen habe, bin ich manchmal fast froh. Ich habe mich selber erfinden müssen.» (Robert R.)

Schulische und berufliche Integration

Aus Langzeitstudien sowie aus biografischen Studien mit ehemaligen Heimkindern ist bekannt, dass fehlende Erwartungen an schulische Leistungen und die so ausbleibende Ermöglichung, höhere Bildungswege zu beschreiten, berufliche Perspektiven und Verwirklichung sowie Karrieren im späteren Leben systematisch verhindern können.⁴⁴ Dabei geht es nicht nur um den dadurch bedingten

44 Philip Mendes, Pamela Snow, *Young People Transitioning from Out-of-Home Care. International Research, Policy and Practice*, London 2016; Mike Stein, «Resilience and Young People Leaving Care», *Child Care in Practice* 14/1 (2008), 35–44; Thomas Gabriel, Renate Stohler, «Transitions to Adulthood of Young Care Leavers in Switzerland», in: Mike Stein, Emily R.

Ausschluss aus Berufsständen und Lohnsegmenten, sondern um die viel weitreichendere Konsequenz, dass die oft niedrigen Bildungsabschlüsse ehemaliger Heimkinder langfristig auch zu sozialem Ausschluss führen. Das erhöhte Risiko des Ausschlusses, das insbesondere auch in der Schweiz gegeben ist, hängt mit dem hohen Grad durch Bildungswege verursachter beziehungsweise verfestigter Ungleichheit zusammen. Trotz materiellem *well-being* und guten generellen Lebensumständen für Jugendliche in der Schweiz⁴⁵ stellt die soziale Exklusion als Manifestation nicht überwundener Barrieren zu Ausbildung und zum Arbeitsmarkt eine der grossen Belastungen vieler Menschen und vor allem auch vieler Familien und ihrer Kinder dar. Ursachen sozialer Exklusion entgegenzuwirken stellt deshalb eine zentrale Herausforderung für den Sozialstaat dar⁴⁶ – erst recht, wenn die Ursache wie beim Aufwachsen in einem Heim selbst eine Intervention des Sozialstaates darstellt.

Nicht zuletzt diese Tatsache ist ein Grund dafür, dass aktuell vereinzelte Praxisprojekte oder implementierte Programme beispielsweise in der Schweiz, Deutschland oder Israel versuchen, der fehlenden Förderung von höheren Bildungs- und Berufslaufbahnen bei Kindern und Jugendlichen in der Heimplatzierung explizit entgegenzuwirken.⁴⁷ Besonders herausfordernd für die *care leaver* kommt hinzu, dass sie nebst der Bewältigung altersbedingter Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz die Gleichzeitigkeit der prozessual und emotional aufwändigen Übergangsphasen aus der Schule sowie aus dem Heim bewältigen müssen.⁴⁸ Die Erfahrung ungenügender, teilweise auch ganz fehlender Begleitung und Unterstützung⁴⁹ in diesen hochsensiblen Phasen kann sich in weiteren Übergangsphasen im späteren Leben konstant oder plötzlich wieder bemerkbar machen. Auch wenn es für sozialen Ausschluss und fehlende Anerkennung⁵⁰ noch weitere relevante Ursachen als den verwehrten Bildungszugang gibt und gleichzeitig ein hoher Bildungsabschluss für sich betrachtet keinen quantifizier-

Munro (Hg.), *Young People's Transitions from Care to Adulthood. International Research and Practice*, London 2008, 197–209.

45 UNICEF Office of Research, *Child Well-Being in Rich Countries. A Comparative Overview* (Innocenti Report Card 11), Florence 2013.

46 Holger Ziegler, «Towards a Capabilities Perspective on Vulnerable Young People in Europe: An Introduction», in: Hans-Uwe Otto (Hg.), *Facing Trajectories from School to Work*, Wiesbaden 2014, 3–17.

47 Stefan Köngeter, Wolfgang Schröer, Maren Zeller (2016), «The Drawback of Getting By – Implicit Imbalances in the Educational Support of Young People in and Leaving Care in Germany», in: Mendes/Snow (wie Anm. 44), 173–196; Beatrice Knecht, Silvia Bellani, «Nachhaltigkeit von Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen sicherstellen. Das Projekt Nachbetreuung», *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit* 16 (2015), 110–123.

48 Mike Stein, *Young People Leaving Care*, London 2012.

49 Gabriel/Keller (wie Anm. 6); Gabriel/Stohler (wie Anm. 44).

50 Honneth (wie Anm. 33).

baren Erfolgs- und Wirkungsfaktor von Heimerziehung darstellen kann, scheinen Ausbildung, Arbeitsanstellung und Wohlergehen im Erwachsenenalter eng zusammenzuhängen.

Schule bestätigt und reproduziert den niedrigen Status des Heimkindes

In den Interviews mit Menschen, die Heimerfahrungen zwischen 1950 und 1990 gemacht haben, wird in Bezug auf heiminterne oder externe Schulen besonders deutlich, dass weder seitens der Schule noch des Heimes Erwartungen an schulische Leistungen der Kinder bestanden, wie auch im nachfolgenden Zitat ersichtlich wird: «Ja, das war einfach völlig unwichtig. Sie hätten ja auch sagen können: «Du, der kann eigentlich zum Bauer, der muss gar nicht in die Schule.»» (Frank F.) Erwähnte das Kind trotz Besuch einer Sonderschule – was häufig der Fall war – von sich aus höhere Ziele, wurde darüber bloss gelacht: «Ich habe eben als Kind schon immer gesagt: «Ich werde Architekt.» Und sie haben immer gelacht, weil ich bin ja in eine Sonderschule gegangen mit geistig Behinderten.» (Edi E.) Nahtlos auf die nicht vorhandenen Erwartungen folgte fehlende Förderung und Unterstützung in formellen (Schulfächer) und informellen (Entwicklung von sozialer oder Selbstkompetenz) Bildungsbereichen. Die Schule bestätigte nochmals, was das Heim bereits vermittelt hatte: Dass sich niemand für das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder verantwortlich fühlte: «Und schlimm finde ich auch, dass Behörden und niemand geschaut hat, dass ich eine Ausbildung bekomme, eine richtige [...]. Nicht einmal die Schule habe ich fertig gemacht!» (Hedi H.) Einige Kinder übernahmen diese durch die Schule bestätigten negativen Zuschreibungen und fühlten sich im Sinne der selbst-erfüllenden Prophezeiung⁵¹ zunehmend selbst dumm oder unfähig. Oder aber sie nahmen die schlechte schulische Ausgangslage und niedrige Erwartung erst recht als Motivation, um sich mit viel Energieaufwand zumindest in die grosse Mitte, das «Mittelmass» und später dann in die sozioökonomische Mittelschicht hochzukämpfen: «Am Anfang war ich stets einer der Schlechtesten, ich hatte natürlich nicht so viel Schule wie die anderen. Und ich konnte es dann aber im Sog der anderen auch dann ein bisschen ins Mittelfeld schaffen.» (Urs U.)

In den 37 Interviews gab es nur eine einzige Ausnahme: ein Kind, das aufs Gymnasium ging. Die daraus folgende Überforderung des Heimsystems, über das vorgesehene Austrittsalter hinaus für sie sorgen zu müssen, unterstreicht, dass an eine Beschulung über das 16. Lebensjahr hinaus nicht einmal im Ansatz gedacht wurde: «Normalerweise sind Kinder nach der Oberstufe ausgetreten. Und bei mir hat sich die Frage gestellt: Was passiert jetzt, nach der dritten Gymnasiums-klasse? Den Fall hatte es noch nie gegeben.» (Monika M.) So überrascht es

51 Robert K. Merton, «The self-fulfilling prophecy», *The Antioch Review* 8 (1948), 193–210.

auch nicht, dass die Ursache des schulischen Erfolgs der zitierten Frau gerade auf das Gegenteil einer Unterstützung durch Dritte oder einer Zielsetzung zurückzuführen ist. Vielmehr ist der Schulerfolg das Resultat ihres damaligen Umgangs mit der Tatsache, auf sich alleine gestellt zu sein: «Wenn ich Angst hatte vor den Leuten, hab ich mich hinter den Büchern versteckt. Das heisst, ich bin auch eine gute Schülerin gewesen.» (Monika M.)

Nebst der Zementierung einer Perspektivlosigkeit als Heimkind nahmen die meisten Kinder die Schule auch als einen Ort zusätzlicher Stigmatisierung⁵² durch die Lehrpersonen sowie durch Kinder, die nicht im Heim wohnten, wahr. Sie fühlten sich «von Anfang an ganz anders behandelt» (Klaus K.) und ihre Bemühungen wurden nicht (an)erkannt, «Akzeptanz ist nicht so gross gewesen.» (Michael M.) Schliesslich wurden sie von Mitschülerinnen und Mitschülern auch explizit als «Waisenhäusler» oder «Heimkinder» etikettiert, wodurch ihnen Individualität, selbst jenseits des Heims, abgesprochen wurde. Mehr noch, die Heimherkunft und daraus abgeleitet das Fehlen einer relevanten erwachsenen Person, die für das Kind eintreten würde, wurden gegen sie gekehrt: «Es ist schon eher der Eindruck, dass von dort, wo man hergekommen ist, dass das einfach einen Einfluss gehabt hat. Das ist sowieso Abschaum oder, mit denen können wir machen, was wir wollen.» (Heinrich H.) Wenn, wie in wenigen Fällen beschrieben, sich eine erwachsene Person für das Kind und seine Bedürfnisse einzusetzen begann, änderten sich sogleich auch die Selbstwahrnehmung des Kindes wie auch dessen Möglichkeiten. Im nachfolgenden Beispiel wird deutlich, wie erwachsene Bezugspersonen es erreichen konnten, die stigmatisierenden Logiken aufzubrechen: «Und da gibt es Personen, wie meine Lehrerin. Das ist eine ganz liebe Frau gewesen. Die hat es gewusst, die hat es durchschaut, nicht mich, sondern die Situation und sie hat mir auch gezeigt: «Schau ich kann mit fördern. Ich bin Lehrerin und will euch etwas beibringen.»» (Eva E.)

Es folgt aus der beschriebenen systemimmanenten Logik des damaligen Heimwesens, dass den zahlreichen Jugendlichen, die keine Bezugspersonen zur Seite hatten, kaum berufliche Wahlmöglichkeiten blieben. Die in den Heimen gelebten Geschlechterbilder («Jungen mussten jäten und ich habe regelmässig bügeln müssen» [Monika M.]), die auch auf eine geschlechtergetrennte Eingliederung in die Gesellschaft abzielten, wurden in der von aussen bestimmten Wahl einer Lehrstelle gefestigt: Die Jungen wurden in körperliche Berufe der Industrie, des Handwerks oder der Landwirtschaft geschickt, die Mädchen in die Haushaltschule, Bürolehre oder in Betreuungsberufe, wenn nicht eine baldige Heirat in Aussicht stand.⁵³

⁵² Goffman (wie Anm. 28).

⁵³ Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 18).

Ohnmachtserfahrung statt Selbstbestimmung im Übergang vom Heim in die Ausbildung

Im Übergang in die Ausbildung, der zumeist mit dem Heimaustritt zusammenfiel, erlebten viele Heimkinder eine grosse Orientierungs- und Hilflosigkeit. Nachdem Heim und Schule von den Kindern lange als Ort der Verhaltensdisziplinierung (Gehorchen, Pünktlichkeit, Sauberkeit) erlebt wurden, erhielt im Zuge der Eingliederung in die Gesellschaft eine plötzlich verlangte Selbstsorge ein alles bestimmendes Gewicht. Angesichts der Ausgangslage waren dieser Anforderung viele nicht gewachsen, wie das nachstehende Zitat zeigt: «Und nachher habe ich mich dann selber noch um meine Arbeit gekümmert. Wo soll ich arbeiten, was soll ich machen und so. Aber eine Ausbildung, das ist unmöglich gewesen. Da war ich schulisch schon schwach.» (Karin K.)

Zum niedrigen Schulabschluss kam erschwerend hinzu, dass im Schritt hinaus in die Berufswelt sie auch immer wieder von ihrem Aufwachsen als Heimkind eingeholt wurden: «Ja, am Anfang sicher, als ich eine Lehrstelle gesucht habe oder wenn sonst irgendetwas war [...], da haben sie gewisse Unterlagen verlangt und da war halt überall, auch in den Schulzeugnissen, [...] überall die Adresse [des Heims] drauf. Das kann ich ja auch nicht ändern!» (Michael M.) Auf die bei einer Ungleichbehandlung wahrgenommenen Auswirkungen der Heimvergangenheit auf das Leben danach reagierten viele interviewte Personen mit Frustration oder Wut, wenige gaben sich aber auch mit den Verzögerungen ab und stellten kaum Ansprüche: «Es ist halt alles ein bisschen später als bei den anderen.» (Heinrich H.)

Aber auch wenn man im Übergang aus dem Heim im Sinne einer unauffälligen Eingliederung als folgsame Arbeitskraft funktioniert hatte, machte sich bei sehr vielen bemerkbar, dass der im Heim fehlende Aufbau von sozialen sowie Ich-bezogenen Kompetenzen einen Umgang mit sich und anderen verunmöglichte: «Ich habe genau gewusst, wie ich organisieren muss, wie ich fleissig sein muss, wie ich lernen muss, wie ich putzen muss, wie ich ordentlich bin, so ganz viel Werkzeug. Ich bin aus dem Heim rausgekommen und kam damit nicht klar, irgendwie, mit mir selbst wahrscheinlich. Meine Psyche hat nicht funktioniert oder mein Zurechtkommen mit den Menschen, keine Ahnung, wie ich das nennen soll.» (Monika M.)

Eine weitere Konsequenz des damaligen Fokus auf das disziplinierte Arbeiten einerseits und des so vernachlässigten Selbstempfindens und -bewusstseins andererseits waren oft andauernde Abhängigkeiten, zum Beispiel von Vormündern, Beiständinnen und Beiständen, Lehrmeistern, sozialstaatlichen Einrichtungen. Das folgende Beispiel zeigt eine Ausnutzung der wehrlosen Situation durch den Lehrmeister nach dem zunächst als erlösend wahrgenommenen Heimaustritt: «Ja für mich war das eigentlich im ersten Moment eine Erlösung, fertig Heim.

Habe dann mit 16 eine Ausbildung machen wollen und dann bin ich an die Fal-schen geraten, wo man mich eigentlich ausgenutzt, benutzt hat.» (Karin K.) Ausnahmen bildeten auch hier Einzelfälle, die in grösseren, vor allem industri-ellen Ausbildungsbetrieben Unterstützung durch hierfür angestellte Lehrlings-betreuende fanden. Diese Fachpersonen wurden deshalb angestellt, weil damals in der Grossindustrie viele Lernende auch von weit her kamen und deshalb in Lehrlingsheimen wohnten; in Heimen also, die nicht mit einer stigmatisierenden Herkunft in Verbindung gebracht wurden beziehungsweise nicht Stigmen durch die Wohnform hervorbrachten.

Arbeitssituation im Erwachsenenalter als Bilanzkriterium des Lebens

Falls ein Arbeitsverhältnis besteht, wird die heutige Arbeitssituation der er-wachsenen, interviewten Personen von ihnen oft als Beleg dafür wahrgenommen, dass man nicht da ist, wo man auch sein könnte, nämlich in der Erwerbslosigkeit und abhängig von Sozialleistungen. Gleichzeitig dient der Erfolg wider Erwartung auch als Beleg eines persönlichen Erfolgs, es den-noch – und vor allem auch in Abgrenzung zu anderen Heimkindern, die man kannte – geschafft zu haben. Insbesondere bei Männern scheinen Statussym-bole wie Auto, Wohneigentum und Schmuckstücke als ein geeignetes Mittel, um teils hart erkämpfte ökonomische Erfolge sichtbar zu machen. Oft wird in den Arbeitsbiografien auch ersichtlich, dass sich für ehemalige Heimkinder auch hier die Erfahrung wiederholte, sich nur auf sich selbst verlassen zu kön-nen: «Ich musste mich einfach mit den Ellbogen durchsetzen.» (Martin M.) So erstaunt es auch nicht, dass viele der ehemaligen Heimkinder selbständig er-werbend waren oder sind (als Künstlerin oder Künstler, Handwerker, mit ei-genem Geschäft oder Ladenlokal), bei der Arbeit oft alleine unterwegs sind (Lastwagenfahrer, Monteur, Lieferant, Plakatierer) oder ein Leben lang ihre je-weils nur temporären Anstellungsverhältnisse wechselten. Es scheint, als ver-suchten viele, in Unverbindlichkeiten und vor allem auch ohne Vorgesetzte möglichst selbstbestimmt arbeiten zu können. Weil das aber nicht allen ge-lingen konnte, arbeiten auch viele von denen, die überhaupt arbeiten beziehungsweise noch arbeitsfähig sind, nach wie vor in unbefristeten und schlecht bezahlten Anstellungsverhältnissen.

Als Resultat der lebenslangen Erfahrung, sich nur auf sich selbst verlassen zu können und sich über Anpassungsversuche zu legitimieren, kann das Arbeits-verhältnis auch eine enorme existenzielle Bedeutung erhalten. Bei einigen hat daneben in ihrem Leben nur noch wenig Platz. Umso schwerer fällt dann Ar-beitslosigkeit oder -unfähigkeit ins Gewicht. Aber auch Situationen, in welchen die eigene Kompetenz durch andere oder wegen fehlender «Papiere» bezie-

ungsweise nicht vorhandenen kulturellen Kapitals⁵⁴ infrage gestellt wird, belegen für viele die nicht ermöglichten Bildungswege: «Und wenn sie das mal betrachten, ist alles Papier, Papier zu Papier. Und dazwischen ist der Mensch. Und wir sind eine Papiergesellschaft geworden. Also wenn ich elf Zentimeter mit einem richtigen Aufdruck und einem Siegel habe, da habe ich Millionen, dann sollte ich auch weniger Probleme haben.» (Eva E.)

Ehemalige Heimkinder werden insbesondere in Krisen und Brüchen der Arbeitsbiografien immer wieder auf ihre defizitär bewertete Herkunft reduziert (oder tun dies auch selbst) und fühlen sich so zu Unrecht darin gefangen. Weil teils erst in Krisen deutlich wird, dass soziale sowie eigene Ressourcen zur proaktiven Bewältigung fehlen, empfangen viele der interviewten Menschen heute beziehungsweise zum Zeitpunkt des Interviews Arbeitslosengeld, Sozialhilfe oder Invalidenrente oder sie kämpfen für eine angemessene Auszahlung. Mögliche Ursachen und Wege dahin lassen sich jeweils entlang der oben beschriebenen Einflussfaktoren ab Herkunft der Familie und dem ersten Schulbesuch als Heimkind nachzeichnen. Oft folgt auf der biografischen Ebene ein lebenslanger Kampf um Anerkennung,⁵⁵ der mit einem ausgeprägten Streben nach Performanz und Status verbunden ist.

Umgang mit staatlichen Interventionen

Zwischen 1950 und 1990 endeten viele Verläufe von Kinderschutzmassnahmen (teils auch Zwangsmassnahmen) in Institutionen des Justizvollzugs, teilweise sogar im Strafvollzug für Erwachsene.⁵⁶ So geschah dies bei einigen interviewten Frauen, die nach dem Fortlaufen aus dem Heim polizeilich gesucht und anschliessend stets in eine noch geschlosseneren Unterbringung verbracht wurden, bis sie schliesslich, wie im nachstehenden Fall, als Minderjährige im Frauengefängnis landeten: «Etwa drei Monate bin ich weg gewesen, und dann, als ich zurückgekommen bin, musste ich ins Frauengefängnis, bin dann nicht mehr in die Jugendabteilung gekommen. Und dann bin ich zu den Mördern und zu den Verbrechern gekommen. Mit 15 oder 16, ja, 15 bin ich gewesen, im 16. Lebensjahr.» (Hedi H.) Begründungen seitens Behörden bezogen sich dann nicht auf expliziten Gesetzesverstoss, sondern auf fehlende Disziplin und Anpassung an das Heimsetting oder auf das Risiko des erneuten Fortlaufens. Damals wie heute unterstreichen geschlossene Unterbringungen eine Logik des Jugend-

54 Pierre Bourdieu, «The Forms of Capital», in: J. Richardson (Hg.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education*, New York 1986, 241–258.

55 Honneth (wie Anm. 33).

56 Nadja Ramsauer, «Verwahrlost». *Kindswegnahmen und die Entstehung der Jugendfürsorge im schweizerischen Sozialstaat 1900–1945*, Zürich 2000.

strafrechts- und Jugendhilfesystems, wurden und werden hierfür aber auch stark kritisiert.⁵⁷

Unabhängig von Platzierungsgrund und -angebot stellen ausbleibende Kontakte mit dem Justizsystem im Sinne einer nachweisbaren Legalbewährung während und insbesondere nach dem Heimaufenthalt für die Fachwelt häufig überprüfbare Faktoren einer gelungenen Heimerziehung dar.⁵⁸ Diese Belege sind als Grundlage für sozialpolitische Entscheidungen sehr beliebt. Sie sagen jedoch sehr wenig aus über Motive und Bedingungen, die schliesslich zur Erfassung einer Gesetzesübertretung geführt haben. Erklärungen, dass delinquente Muster von anderen Kindern und Jugendlichen im Heim gelernt werden⁵⁹ oder dass die Kombination von niedriger Schulbildung und armutsbetroffenen Familien das Erreichen gesellschaftlicher Ziele mit illegitimen Mitteln begünstige (Anomietheorie),⁶⁰ werden in den Erinnerungen an das Aufwachsen im Heim von den interviewten Personen zwar stellenweise bestätigt: «Und so hat man alles gelernt, Schusswaffen und Drogen, Autos aufknacken, einfach alles. [...] Nach zwei Jahren im Heim war ich so gut ausgebildet, ich habe vor nichts Respekt gehabt.» (Alex A.) Diese Erklärungen erfassen mit ihrem starken Fokus auf die delinquente Handlung selbst den damit verbundenen, subjektiven Sinn, die dahinter liegende Bedeutung, jedoch kaum. Als zentrale Ergänzung zur Perspektive auf mögliche Motive delinquenter Handlung wird in den Narrationen ausserdem deutlich, dass die Konsequenz von Kontakten mit der Justiz ebenso wie mit anderen (direktiven) staatlichen Interventionen allgemein (Sozialhilfe, Steuerbehörden) im weiteren Lebensverlauf eine erneute Erfahrung von Einschränkung an Autonomie und Handlungsfähigkeit darstellt und als ein erneutes unmenschliches Verwaltetwerden erfahren werden kann.⁶¹

Gelernte Immunität gegen Eingriffe, Regeln und Strafen

Jede Einweisung in ein Heim – sehr häufig wird von den Betroffenen hier auch das Gefängnisvokabular «eingesperrt» oder «eingewiesen» verwendet – stellt einen staatlichen Eingriff in das Leben der jungen Menschen dar. Auf die machtvolle Entscheidung konnten die «Insassen» – wie sie sich selbst in den Inter-

57 Friedhelm Peters, «Alternativen zur ‹geschlossenen Unterbringung›? Ein nicht nur polemisch gemeinter Zwischenruf», *Sozial Extra* 38/2 (2014), 43–46.

58 Thomas Gabriel, Samuel Keller, «Editorial: Care Leaver – Übergänge nach Ende der Jugendhilfe», *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit* 16 (2015), 3–5.

59 Albert Bandura, *Self-Efficacy. The Exercise of Control*, New York 1997.

60 Robert K. Merton, «Social Structure and Anomie», *American Sociological Review* 3/5 (1938), 672–682.

61 Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller, «Die wussten einfach, woher ich komme». Staatliche Eingriffe und ihre Auswirkungen auf das Leben ehemaliger Heimkinder», in: Hauss/Gabriel/Lengwiler (wie Anm. 2), 117–137.

views immer wieder selbst nannten – keinerlei Einfluss nehmen. Das führte zu tief- und weitreichenden Konsequenzen für die Bedingungen des weiteren Aufwachsens. Auch deshalb wurden erwachsene Menschen, die im Zeitraum der Platzierung mit den Kindern in Kontakt traten, von ihnen meist als diffuse Repräsentantinnen und Repräsentanten der Behörden und eines irgendwie und irgendwo über sie bestimmenden Staates wahrgenommen. Gerade weil aus der Sicht der platzierten Kinder und Jugendlichen Zuständigkeiten, Begründungen und Zielsetzungen im Prozess der Fremdplatzierung fast immer undurchschaubar blieben, baute sich häufig eine enorme Skepsis gegenüber anderen Menschen und vor allem gegenüber Beamten und allem Staatlichen auf, die weit über den Austritt aus dem Heim hinaus lebendig bleiben konnte.

Den staatlichen Entscheidungen und Handlungen waren die Kinder und Jugendlichen aber während des Heimaufenthalts nicht nur hilflos ausgeliefert, sondern sie lernten (bewusst oder unbewusst) oft auch einen Umgang mit den Disziplinierungsmechanismen zu finden – ganz im Sinne von Erving Goffmans «sekundärer Anpassung»⁶² oder mit Bezug auf die Kultur der anderen Kinder und Jugendlichen im Heim.⁶³ Während Kinder mit wenigen Ressourcen sich den Machtmechanismen des formellen oder informellen Heimalltags⁶⁴ unterwerfen mussten, versuchten andere ihn zum eigenen Vorteil zu nutzen oder sich ihm zu entziehen. Weil das Sichentziehen vor allem bei (körperlichen) Bestrafungen nicht direkt möglich war, entwickelten fast alle Kinder und Jugendlichen zunehmend eine, wie sie es selbst im Rückblick beschrieben, «innere Immunität» gegen Eingriffe, Regeln und Strafen: «Mit Strafen hat man mich eigentlich und viele Kinder nicht plagen können. Ich bin ja vom Vater schon ein bisschen geplagt worden, da machen mir Strafen eigentlich gar nichts eigentlich, nicht speziell, nein, das tut mir auch nicht weh. Das heisst nicht, dass im Kopf vielleicht auch nicht, aber körperlich macht mir das sowieso nichts.» (Michael M.)

Dass man über eine sehr lange Zeit das Heim nicht ohne offizielle Bewilligung verlassen durfte und man zum Ende der Intervention dann plötzlich gehen musste, erlebten die Jugendlichen fast immer als hochparadox. Diese Widersprüchlichkeit zwischen der so erfahrenen und benannten «Innen- und Aussenwelt» verschärfte sich durch die ausbleibende Unterstützung, Begleitung sowie durch fehlende finanzielle, soziale und räumliche (Wohnung) Ressourcen.⁶⁵ In der Zeit nach dem Heim musste man sich deshalb, wie eine interviewte Person

62 Goffman (wie Anm. 28).

63 Polsky (wie Anm. 23).

64 Klaus Wolf, *Machtprozesse in der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung*, Münster 1999.

65 Clara Bombach et al., «Übergänge ins Leben nach Heimaufenthalt. Individuelle und professionelle Perspektiven», in: Hauss/Gabriel/Lengwiler (wie Anm. 2), 287–306.

es nannte, «selbst zu integrieren» (Alex A.) versuchen.⁶⁶ Entsprechend war die Versuchung gross, sich hierfür bei sich bietenden Gelegenheiten zu bedienen, die der normativen Idee von gesellschaftlicher Integration allerdings oft konträr gegenüberstanden: «Dann habe ich halt gedacht: <Gut, dann schau ich selber, dass ich zu meinem Zeug komme>, und dann fängst du halt an mit Klauen und irgendwann [...] fängst du an mit Dealen.» (Karin K.) Fast alle Interviewten berichten in diesem Zusammenhang auch von anderen ehemaligen Heimkindern, die nach dem Austritt oder auch gegenwärtig im Gefängnis waren oder die an Drogen und Alkohol verstorben waren.

Der Rechtsstaat als steter, allwissender und ungerechter Gegenspieler

Diese Erfahrungen können dazu führen, dass sich viele ehemalige Heimkinder auch heute noch in allen möglichen Kontakten mit staatlich wirkenden Vertretenden schnell persönlich gedemütigt, unterdrückt, angegriffen und überwacht fühlen – unabhängig von rational definierten Begründungen: «Jemand der mir was sagen will, Ämter, Polizei, alles was irgendwie mit dem zu tun hat, damit habe ich ein riesiges Problem.» (Karl K.) Noch verletzender wird es, wenn, wie in den nachstehenden Zitaten, der Kontakt mit einem Amt zum Beispiel die Prekarität und die fortwährenden Abhängigkeiten in der aktuellen Lebenslage unterstreicht oder verfestigt: «Ich bin dort teilweise behandelt worden wie der letzte Abschaum. Da wird man gerade einfach eingeteilt und vor allem das Sozialamt hat Akteneinsicht! Die gehen dort zuerst einmal nachschauen: Was wissen wir schon über die Person? Und so wird man beurteilt.» (Heinz H.) Stellvertretend für viele steht die Erfahrung der nachfolgend zitierten Frau: «Was mich krank macht, ist, ist, die Behörde. Ich bin ja wieder in dem Ding drin, in dem vom Sozialamt, komme mir vor [...] wie früher im Gefängnis. Da heisst, du musst dort arbeiten, also dass sie einen Einsatzplatz haben, wenn du nicht gehst, gibt's Sanktionen [...]. Die bestimmen, wo ich arbeiten muss und [...] wie viel ich arbeiten muss, darfst kein Auto haben, darfst, solltest keinen Hund haben.» (Hedi H.)

Das Gefühl, seit der Kindheit nicht mehr von Abhängigkeiten, Vorschriften und Überwachung loszukommen, führt in vielen Fällen zu Wut: «Ich habe schon gedacht, man sollte doch da beim Sozialamt eine Bombe unten reinhauen» (Karl K.), oder ohnmächtiger Resignation: «Der Staat hat gewonnen.» (Alex A.) Das kann so weit führen, dass grosse, allwissende Systeme im Sinne einer Verschwörungstheorie als lebenslanger Gegenspieler verstanden werden. Jeder wei-

⁶⁶ Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller, «<Normalisieren> und <Integrieren> – die Auswirkungen von Heimerfahrungen auf den weiteren Lebensweg», in: Hauss/Gabriel/Lengwiler (wie Anm. 2), 220–236.

tere Kontakt beispielsweise mit der Justiz wird dann als Beleg dafür gesehen, dass man auch Jahrzehnte nach dem Heimaustritt nicht akzeptiert ist und zu Unrecht bestraft wird: «Da haben sie mir dann sechs Jahre den Führerschein weggenommen, weil ich einen Selbstunfall gemacht habe. Aber die kannten natürlich meine Geschichte, und eben, ich hab es natürlich immer gedacht, wenn es zu Hause scheisse war oder du bist im Heim gewesen oder so, das ist eine schlechte Sache, da kommst du in ein schlechtes Licht. [...] Ja, [...] du bist natürlich nicht so viel wert [...] als uneheliches Heimkind.» (Paul P.)

Noch weitreichender scheint die grundlegende Konsequenz, dass dadurch ein Vertrauen in sich wie auch in den Rechts- und Sozialstaat verloren geht: «Ich muss die Rechte vom Staat respektieren, aber der Staat mir gegenüber muss nichts respektieren, der darf alles.» (Alex A.) Obschon Alex sich staatlich gegängelt fühlt, wird ihm jegliche Berechtigung abgesprochen, sich auf eine staatliche Anerkennung verlassen zu dürfen, was ihn gleichzeitig auch als Bürger negiert. Sich nicht von anderen kontrollieren lassen zu wollen, bedeutet aber nicht, dass eine Anarchie herbeigewünscht würde. So kann die enorme Ablehnung externer Direktiven auch zu einer inkorporierten Selbstüberwachung führen: «Ich habe immer das Gefühl gehabt, ich muss zuerst putzen, ich muss zuerst aufräumen, ich muss zuerst alles in Ordnung bringen, bevor ich Freizeit haben darf.» (Monika M.) Klar scheint, dass, solange sozial- und rechtsstaatliche Handlungen als entmündigende Demütigungen wahrgenommen werden, es ehemaligen Heimkindern auch nicht möglich sein wird, im Falle von kritischen Lebensereignissen Unterstützungsangebote zur Ermöglichung von Veränderungen anzunehmen. Viel eher scheinen dadurch Positionen als Aussenseiter oder Opfer zementiert zu werden. Im Falle von bestrafenden Eingriffen durch das Justizsystem – von Bussen bis zu Gerichtsverhandlungen oder Freiheitsentzug – werden die Zementierung ebendieser Positionen und biografisch gefestigte Ohnmachts- und Wuterfahrungen noch ausgeprägter wahrgenommen.⁶⁷

Konklusion

Die hier diskutierten relevanten und empirisch nachgezeichneten Zusammenhänge von Erfahrungen in der Heimerziehung und biografischen Themen verdeutlichen, wie Erfahrungen der Heimplatzierung zwischen 1950 und 1990 sich im weiteren Lebensverlauf manifestieren können. Das wiederum unterstreicht die aktuelle Notwendigkeit, eine Antwort auf kritische Fragen an die Heimerziehung nicht in der (immer wieder geforderten) Abschaffung von Heimen,

67 Bombach/Gabriel/Keller (wie Anm. 42).

sondern in der Schaffung «evidenz-informierter» Fachlichkeit und in Qualitätskriterien zu Heimerziehung zu suchen und zu finden.⁶⁸ Die vorliegenden Einblicke in die Ergebnisse unserer Studie implizieren auf der Einzelfallebene ein hohes individuelles Entwicklungspotenzial und drängen zugleich Annahmen der Determination durch sozial-strukturelle Risikofaktoren oder biologisch-genetische Dispositionen zurück. Neben der Aufwertung von Erziehung, Bildung und sozialen Einflüssen im Lebenslauf lassen sich zugleich Themen zur Institutionskritik und -reform ableiten. So erscheinen die Qualität sozialer Netzwerke, der Anerkennung und der subjektiven Handlungsspielräume im und auch ausserhalb des Heims als wichtige Einflussfaktoren in den biografischen Verläufen und den Lebensbereichen der Erwachsenen.

Wie mangelnde Handlungsspielräume im Heim weitere Handlungsspielräume definieren

Aus den rekonstruktiven Analysen der Biografien ehemaliger Heimkinder wurde deutlich, dass die explizite Einschränkung der Entscheidungs- und Handlungsspielräume während des Aufenthalts im Heim in Bezug auf ihre gesellschaftliche Integration als eine direkte Konsequenz der damaligen Erziehungs- beziehungsweise Disziplinierungslogik gesehen werden kann. Das Ziel, Verhalten anzupassen sowie Menschen, die in der Jugendhilfe aufwuchsen, angemessen in die Gesellschaft einzugliedern, behinderte den Zugang zu Bildung, den Aufbau sozialer Netzwerke sowie die Bildung von Vertrauen zu sich und anderen langfristig. Hinzu kommen individuelle Handlungsspielräume, die nicht konkret im Heimalltag selbst, sondern erst deutlich später als eingeschränkt wahrgenommen werden. Teilweise nach Jahrzehnten – quasi als Reproduktion vergangener institutioneller Erfahrungen – fühlten sich viele plötzlich in das damalige Gefühl von Fremdbestimmung oder Handlungsunfähigkeit zurückversetzt; so zum Beispiel bei staatlichen Interventionen oder beim Übergang zur eigenen Elternschaft. Entwicklungen wie diese führen zu den diskutierten Konsequenzen, insbesondere zu langfristiger Verletzung von Integrität, die körperlich oder psychisch teils als massiv erfahren wurde und auch nach wie vor wird. Sie lösten dann ein Gefühl der Ohnmacht, der Scham und der Schuld aus. Das kann zu Resignation und sozialem Rückzug, zu Trauer, Wut und Aggression, aber auch zu einem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn, zu Empathiefähigkeit oder auch Belastbarkeit und Ehrgeiz führen. Doch die Erfahrungen belegen im Endeffekt, dass durch die Herausnahme aus der Familie und

68 Martha J. Holden et al., «Children and Residential Experiences: A Comprehensive Strategy for Implementing a Research-Informed Program Model for Residential Care», *Child Welfare* 89 (2010), 2, 131–149.

die Platzierung in ein Heim vorerst keine Möglichkeiten geschaffen wurden, sich sozial und/oder sozioökonomisch zu emanzipieren. Vielmehr zeigen die intersubjektiven Erfahrungen, dass mit dem Stigma des Heimkindes Ausschluss von Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe im Leben immer wieder reproduziert wird – meistens durch andere, aber in der Folge auch durch sich selbst. Fachlich anzustrebende Ziele wie eine eigenständige Sicherung des Wohlergehens, der sozialen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit, der Selbstachtung oder auch der Teilhabe am Sozialen und Politischen wurden paradoxerweise durch die Erfahrungen der (eigentlich) professionellen Intervention selbst teils langfristig verunmöglicht. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass diese Erfahrungen auch Bemächtigungserlebnisse ermöglichen, indem aktiv und selbstmächtig, in Differenz zur Erfahrung im Heim, nach Austritt neuer Handlungsspielraum geschaffen und genutzt wird. Trotz oder auch aufgrund der ungünstigen Entwicklungsbedingungen gelang es vielen, ihre Biografien proaktiv und eigenmächtig mitzugestalten – in den Worten von Werner und Smith: «Not all development is determined by what happens early in life.»⁶⁹

Individueller Legitimationsdruck bleibt, weil Anerkennung vorenthalten wird

Gerade weil die eigenen biografischen Handlungsspielräume immer wieder als eingeschränkt und blockiert erlebt wurden, sehen sich viele ehemalige Heimkinder im Erwachsenenalter einem steten Legitimationsdruck ausgesetzt. Die Zwänge einer disziplinierenden Erziehung wandelten sich in den Transitionen ins Erwachsenenalter oft um in implizite Zwänge, eigene Erfolge oder auch das eigene Leiden für alle erkennbar und so für alle glaubwürdig zu machen. Erfolg wird beispielsweise objektiviert durch das Präsentieren von Statussymbolen, durch das Abheben von der Situation anderer Heimkinder oder anderer Minderheiten wie beispielsweise Ausländerinnen und Ausländer oder dadurch, dass man sich selbst die wichtigste Referenz ist und alle anderen Referenzen infrage stellt. Das Leiden hingegen wird im Schreiben von Büchern, in der Teilnahme an Fernsehsendungen zum Thema oder in Netzwerken ehemaliger Heimkinder diskutiert und auch in Form von politischem Engagement in der Aufarbeitung und Forderung nach Wiedergutmachung sichtbar gemacht und wiederholt in Erinnerung gerufen.⁷⁰ Viele haben sich allerdings für die Tabuisierung ihrer Vergangenheit in ihren engen sozialen Beziehungen entschieden und stellen folglich weder bei erlebten Erfolgen noch bei erlebter Ungerechtigkeit eine Verbindung zur Heimerfahrung her – zumindest nicht laut ausgesprochen.

69 Emmy E. Werner, Ruth S. Smith, *Vulnerable but Invincible. A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth*, New York 1982, 98.

70 Siehe den Beitrag von Annegret Wigger in diesem Band.

Der Zwang zur Legitimation der erbrachten Leistungen sowie des eigenen Subjekts, das stete Vergleichen und Suchen nach Anerkennung, bringt auch Vulnerabilität hervor. Denn die angestrebte Anerkennung durch andere Menschen oder den Staat findet kaum je so statt, wie es von den Betroffenen aus als angemessen gesehen würde. Dennoch kann man in der Folge abhängig werden von den Meinungen und Bewertungen anderer Menschen mit einer bestimmten Diskurs- oder Legitimationsmacht wie Anwältinnen und Anwälten, Ärztinnen und Ärzten, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Politikerinnen und Politikern. Das widerspricht jedoch nicht der immer wieder genannten Erfahrung ehemaliger Heimkinder, nur für sich selbst verantwortlich zu sein und sich auf niemanden verlassen zu können. Denn Letzteres bezieht sich auf das Sichdurchkämpfen im Leben und Ersteres auf ein Sichtbarmachen dieses Kampfes. Diese verschiedenen Dimensionen von Abhängigkeiten verweisen Wissenschaft und Forschung deutlich auf ihre ambivalente Rolle zwischen Be- und Entmächtigung von ehemaligen Heimkindern und damit auf ihre notwendige hohe Sensibilität in diesem Feld.

Für viele betroffene Kinder und Jugendliche war das Aufwachsen im Heim mit der Erfahrung von Isolation und einem Mangel an Zuwendung verbunden. Zum Verschwinden der Persönlichkeit, der eigenen Bedürfnisse und individuellen Erfahrungen gehörte während des Heimaufenthalts häufig, dass man als «Heimchind» oder «Waisehüusler» bezeichnet wurde. Damit waren und sind noch heute zahlreiche, vielschichtige Zuschreibungen, Reduktionen und Abwertungen verbunden. Als «Heimchind» adressiert zu werden bedeutet für die Betroffenen auch heute häufig, als Mensch mit eigenen Bedürfnissen, Sichtweisen und individuellen Umgangsformen kaum von Interesse zu sein. Das Etikett «Heimkind» haftet teilweise ein Leben lang an den Menschen mit Heimerfahrung, und oft verinnerlichen sie sogar einige der Zuschreibungen.

Wenn sich Menschen mit Heimerfahrung im Zuge einer gegen aussen kommunizierten Wiedergutmachung für ihre schweren und weitreichenden negativen Erfahrungen gegenüber Autoritäten rechtfertigen und ihren Leidensgrad belegen müssen, ist die Gefahr einer Restigmatisierung als sehr hoch einzuschätzen. Im Rahmen der Wiedergutmachung und der Auszahlungen von Solidaritätsbeiträgen kommen ehemalige Heimkinder nicht nur in Kontakt mit Repräsentantinnen und Repräsentanten des Staates, den sie für leidvolle Erfahrungen (mit) verantwortlich machen. Eine gut gemeinte Aufarbeitung und der Wunsch nach Wiedergutmachung können auch nicht vorgesehene, wirkmächtige Nebeneffekte haben, indem sich Menschen mit Heimerfahrung erneut bevormundet oder entwertet fühlen. Uns wurde häufig die Erfahrung von ehemaligen Heimkindern geschildert, als «Kinder der Lüge» bezichtigt worden zu sein und in Notlagen selten auf offene Ohren zu stoßen. Das Beweisen der «Opfereigen-

schaft» kann also vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen Stigmatisierungserlebnisse verstärken. Um sich nicht wieder den Erfahrungen der formalisierten Legitimation und der verdinglichenden Abhängigkeit von staatlichen Entscheidungen auszusetzen, davon ist gemäss den Erkenntnissen aus den biografischen Interviews auszugehen, haben viele auf einen Antrag verzichtet, und nicht, weil sie kein sogenanntes Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen sind.